



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.tropen.de](http://www.tropen.de)

**SIMON  
STRAUSS**

TROPEN

**ZU  
ZWEIT**

NOVELLE

Tropen

[www.tropen.de](http://www.tropen.de)

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung eines Kunstwerks von © Thomas Müller,

Ohne Titel, 2021, Kugelschreiber auf Papier, 29,7 × 21 cm

© Thomas Müller, Foto: Frank Kleinbach

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50190-2

E-Book ISBN 978-3-608-12143-8

*Für Erika*  
&  
*Für Jacob*

*»So sind wohl manche Sachen,  
die wir getrost belachen,  
weil unsre Augen sie nicht sehen.«*

**MATTHIAS CLAUDIUS**

**JEDE BEGEGNUNG – EIN KLEINES WUNDER:** *Bei all den unzähligen, die man verpasst, weil man doch noch die Fenster geputzt oder zu früh die Straßenseite gewechselt hat, einen Anruf bekommt oder seinen Schal verliert – winzige Unpässlichkeiten, die einen Lebenslauf entscheiden. Darüber, ob man sich trifft oder ausweicht, sich kennenlernt oder fremd bleibt.*

*Die vielen Menschen, an denen man vorbeigeht und weiß, man sieht sie nie wieder – die junge Frau in der Warteschlange, der Busfahrer an der Ampel, das Kind am Gartenzaun, man schaut und weiß: Es wird nur das eine Mal gewesen sein. Das wäre die Chance gewesen, jetzt hätte man den Blick erwidern, ein Wort wechseln können – vielleicht hätte das etwas bedeutet, vielleicht hätte man sich verstanden. Aber dann führt der Weg einen doch knapp aneinander vorbei.*

*Gar nicht leicht zu erklären, warum zwei zusammenkommen. Wie es sein kann, dass am Ende Namen von zweien auf einem Stein stehen, die am Anfang gar nichts voneinander wussten.*

*Keine Königin, kein Riese kann das alleine schaffen: zu zweit zu sein.*

I.

## DAS ZIMMER

**ER LIEGT DA UND WEISS**, es wird wieder nicht gehen. Der Schlaf wird nicht kommen. Er liegt auf dem Rücken, die Arme unter der Decke dicht am Körper, die Augen geschlossen. Er atmet nur durch die Nase und drückt dabei seine Fingerkuppen gegeneinander, Zeigefinger auf Daumen, Mittelfinger auf Daumen, Ringfinger auf Daumen, kleiner Finger auf Daumen. Erst die linke, dann die rechte Hand, immer im Wechsel. Zehnmal, dann ändert er die Reihenfolge. Er hofft, dass die Nerven sich so beruhigen lassen.

Helikopter kreisen über ihm – das Schlagen ihrer Rotorblätter ist bis in seine Dachkammer zu hören.

Er rollt sich auf die Seite. Legt die rechte Armbeuge so über den Kopf, dass sie ihm als Hörschutz dient. Für ein paar Minuten verharrt er regungslos und hört nur den rauschenden Schlag seines Pulses. Er faltet das Kissen, zieht die Knie an, spürt, wie er zu schwitzen beginnt.

Draußen klatscht der Regen gegen das Dach. Ohrfeigt die Ziegel, als wären sie ungehorsame Internatsjungen auf einem Schulhof. Mitten in der Nacht stehen sie im gleißenden Scheinwerferlicht in einer Reihe und warten, bis der Präfekt aus der Tür tritt, sich mit der



Hand über die glatt rasierte Wange fährt und dann langsam, sehr langsam an ihnen vorbeischreitet. Hin und her, vor und zurück. Plötzlich schlägt er mit der Rückseite seiner rechten Hand einem von ihnen ins Gesicht. Der Junge zuckt kurz zusammen, lässt die Gewalt aber sonst widerstandslos über sich ergehen. Wie der Ziegel den Regen.

Er liegt in seinem Zimmer. Sicher und geborgen. Nur ein paar Meter entfernt vom Geschehen draußen, von der Nässe, dem Unwetter, dem Lärm. Nur ein paar Meter ...

Sind es nicht immer nur ein paar Meter? Nur ein paar Meter entfernt vom glücklichen Liebespaar torkelt ein Betrunkener und schlägt mit dem Gesicht auf den Asphalt. Nur ein paar Meter hinter der Wand, an die sich gerade eine Lachende lehnt, kauert ein verschuldeter Investor am Boden. Nur ein paar Meter weiter von dem hüpfenden Kleinkind sitzt eine einsame Frau. Nur ein paar Meter entfernt von der Limousine steht ein Junge unbeachtet am Straßenrand und lässt seine Bälle über Schultern und Arme laufen, macht kleine Drehungen, stellt sich auf ein Bein, jongliert weiter, wirft den Kopf nach hinten, schließt die Augen – nur ein paar Meter ...

Der Regen wird heftiger. Er greift nach zwei kleinen Wachskügelchen, die auf seinem Nachttisch bereitliegen, und drückt sie tief in beide Ohrmuscheln. Aber die plötzlich einsetzende Stille macht ihn nur noch unruhiger.

Inzwischen geht es wahrscheinlich schon auf Mitternacht zu. Die Hoffnung auf den erholsamen Tiefschlaf

hat er längst verloren. Seit zwei Stunden liegt er da und drückt sich selbst die Daumen, zählt rückwärts von siebenundneunzig. Ihm hilft die Vorstellung nicht, dass es unzähligen anderen gerade ebenso geht, dass auch sie schlaflos sind, ihre Bettdecken alle fünf Minuten umdrehen, Kräutertees kochen, den Verschluss der Rollos überprüfen, bevor sie sich wieder auf ihre Matratzen werfen und von einer beruhigenden Automatenstimme den richtigen Atemrhythmus vorgeben lassen.

»Eine Insel wird nicht weniger einsam dadurch, dass sie bewohnt ist« – den Satz, irgendwo auf einer Bahnhofstoilette gelesen, hat er sich eingepägt.

Natürlich: Er könnte aufstehen, ans Dachfenster treten, vielleicht sogar kurz den Kopf hinausstrecken – aber wozu? Wäre das nicht nur die hilflose Wiederholung einer Bewegung, die er schon unzählige Male genauso ausgeführt hat?

Wie oft war er schon vom Bett aufgestanden und durch sein Zimmer gelaufen, wie oft hatte er schon seinen Blick auf dieselbe Stelle an der Decke geworfen: schräg links von der Lampe, dorthin, wo der Putz sich leicht verfärbt und das allgegenwärtige Weiß eine dunkle Trübung annimmt.

Der Gedanke an die Wiederkehr des Immergleichen bedrückt ihn. Dass es nichts Neues, nichts Unverhofftes in seinem Leben gibt. Dass Schubladen bei ihm immer geschlossen und Striche immer gerade gezogen sein müssen.

Wenn bislang in seinem Leben etwas Unvorhergesehenes geschehen war – ein Auffahrunfall etwa oder eine

Schlägerei auf der Straße –, legte er stets einen Schritt zu, damit schnell wieder alles wurde wie immer.

Stets tat er so, als ob das Plötzliche ihn nichts angehe. Als ob er Abweichungen von dem, was er erwartete, nicht beachten müsse. Wenn er nur stur genug nach vorne schaute, würde die alte Ordnung schon wieder auftauchen.

Jetzt liegt er da und starrt ins Dunkel.

Im Grunde gibt es in seinem Zimmer keinen Gang, keinen Griff, den er nicht genau so bereits hundertfach getan, keine Blicke, die er nicht genau so schon zigmal von einer in die andere Ecke geworfen hat. Die Wahrheit ist: Fast alles, was es in seiner Umgebung zu sehen gibt, hat er gesehen. Jede Fläche gefühlt, jede Unregelmäßigkeit auf dem Boden betastet. Er hat den Grundriss seines Zimmers Mal um Mal berechnet und seine Einrichtung bis ins kleinste Detail arrangiert: Rechts neben der Tür steht gleich das Bett. Am rechten Kopfende gibt es zwei Steckdosen, die er mit schwarzem Tape abgeklebt hat, aus Angst, er könnte sie im Schlaf versehentlich mit schweißnasser Hand berühren. Gegenüber dem Bett: ein hoher Holzschrank mit mehreren Regalen. Auf dem Weg dorthin rechts ein gurgelnder Heizkörper und eben das Fenster im Schrägdach, durch das hin und wieder Sterne zu sehen sind. Links, zwei Schritte von der Tür entfernt, ein Waschbecken. Daneben ein kleiner Hocker, um beim Rasieren den Fuß abzustellen.

Nichts in seiner Kammer steht einfach da oder liegt herum. Im Schrank warten die Kleidungsstücke in genau der Reihenfolge, in der er sie anzieht. Im obersten

Regal die Unterwäsche, dann die Socken, T-Shirts, Hemden, Hosen und Pullover. Die Verlässlichkeit der Gegenstände gibt ihm Halt. Wenn er sich nachts von einer Seite auf die andere dreht und dabei von einem Gedanken zum nächsten springt, dann beruhigt ihn die Vorstellung, dass die Dinge um ihn herum stillstehen und Wache halten.

≈

Plötzlich dringt ein leises Quietschen an sein Ohr. Erst vermutet er eine Tür irgendwo in der Ferne, die vom Wind auf- und zugeschoben wird, aber als das Geräusch nicht aufhören will, pult er sich die Wachskugeln heraus und hört genauer hin: Deutlich vernimmt er jetzt ein mehrstimmiges Maunzen, das ein paar Sekunden anhält, dann abbricht und nach kurzer Zeit von Neuem beginnt.

Die Katzen müssen in unmittelbarer Nähe sein.

Unwillig schiebt er seinen Körper nach links über die Matratze, stützt sich auf der Bettkante ab und wirft einen Blick auf seinen Wecker: Tatsächlich schon kurz nach zwölf.

Er sucht mit der Hand nach dem Lichtschalter, aber die Nachttischlampe versagt den Dienst. Ratlos greift er unter das Bett nach einer Taschenlampe.

Von der Anwältin, die ihm die Dachkammer vermietet, können die Katzen nicht kommen. Sie verabscheut Tiere. Sie hält Menschen, die ihre Nachmittage damit verbringen, Hundedecken zu säubern und Leckerlis

vorzusortieren, für gestört. Nachbarn, die ihr bestürzt von einem entflohenen Wellensittich berichten, lacht sie aus, Klienten, die voller Stolz Fotos von ihren Terrarien zeigen, gibt sie gleich an Kollegen weiter. Sie, der die Zeit das kostbarste Gut ist, verachtet alle, die ihre Stunden mit Haustieren verschwenden – er hat den Satz in immer neuen Varianten von ihr gehört: »Tiere sind zum Essen da, nicht zum Streicheln.«

Das Maunzen draußen vor der Tür wird lauter. Bald schreien die Katzen nicht nur, sondern lassen auch ihre Krallen über den Holzboden fahren – ein Geräusch wie brüchige Fingernägel auf einer Kreidetafel.

Jetzt springen sie sogar dagegen: Eine nach der anderen nimmt Anlauf und wirft ihren Körper gegen das knackende Holz.

Er steht auf und geht ein paar unsichere Schritte in Richtung Tür. Wieder donnert ein Katzenkörper dagegen.

Im nächsten Moment sitzt er schon wieder auf seiner Bettkante und hält die Füße still. Seine Gedanken kreisen um die Anwältin. Für gewöhnlich arbeitet sie unten in ihrem Zimmer bis spät in die Nacht, kauert an ihrem Schreibtisch und wühlt sich durch die Akten. Gestört werden darf sie dabei nicht. Auch sonst ist sie kaum auf Begegnungen aus. Weder mit den Nachbarn noch mit ihm. Die wenigen Gespräche, die sie führen, drehen sich um praktische Fragen. Fröhlich verlässt sie vor ihm das Haus, abends kommt sie lange nach ihm zurück.

Was jetzt vor seiner Tür vor sich geht, klingt so, als würde jemand mit einem Drahtbesen Schmutz zu-

sammenkehren. Die ausgefahrenen Krallen der Katzen ratschen über den Boden. Die Schreie der Katzen sind Schreie aus Schmerz – so stellt er es sich vor. Seine Fantasie war immer schon lebendig. Zu lebendig, wie manche ihm vorwarfen ...

Vor allem sein Vater hatte alles darangesetzt, seine Vorstellungskraft durch beharrliches Verweisen auf die realen Gegebenheiten einzuschüchtern. Fast alle Redewendungen, die er gebrauchte, dienten dazu, seine kühle Vernunft zu betonen: »Fakt ist Fakt!«, sagte er zum Beispiel gerne oder: »Man muss die Tatsachen im Blick behalten!« Er sagte das stets mit einer leichten Überheblichkeit in der Stimme und einem starren Blick, der allen möglichen Widerspruch gleich in die Schranken wies. Es war, als hätte er früher einmal die Folgen falscher Illusionen erlitten und sich fortan Träumereien jeder Art verboten. Als offensichtlichen Ausweis seiner Haltung hatte er stets eine altmodische Rätsel-Zeitschrift bei sich. Wo immer man ihn traf, suchte er gerade nach einem Wort oder kritzelte triumphierend ein paar letzte Buchstaben in leere Kästchen. Ihm kam es darauf an, zu zeigen, dass alle Rätsel dieser Welt lösbar seien und jede Rede von Unerklärlichem und Geheimem nur eine faule Ausrede wäre. Seine Weltanschauung fasste er stolz in dem angeblich selbst geprägten Merksatz zusammen: »Was keinen Begriff hat, muss man auch nicht begreifen!«

Von Berufs wegen handelte der Vater mit Teppichen und Gardinen. An einer Hauptverkehrsstraße in einem Vorort der Stadt hatten die Eltern einen Laden eröffnet,

in der Hoffnung, dass die Pendler hier auf ihrem Heimweg Halt machen würden. Der Vater saß den ganzen Tag über in einem Hinterzimmer an der Nähmaschine und schielte auf eines der aufgeschlagenen Rätselhefte, die um ihn herumlagen. Immer wieder hielt er inne, nahm den Fuß vom Anlasser und den Bleistift vom Ohr, um ein letztes leeres Kästchen zu füllen oder hastig einen schon gewählten Begriff zu korrigieren. Er beteiligte sich nie an Gewinnspielen oder Verlosungen. Das Rätsellösen war ihm eine ernsthafte Aufgabe, eine notwendige Pflicht, um mehr Ordnung in die Welt zu bringen.

Währenddessen beugte sich die Mutter vorne im Laden lächelnd über einen langen Tisch und breitete darauf die Stoffe aus. Ihr ging die überhebliche Rationalität des Mannes auf die Nerven, denn sie glaubte sehr wohl an Sphären jenseits der Vernunft, an Zufälle und Wunder, an die Unendlichkeit des Alls etwa oder ein Leben nach dem Tod – aber viel Aufsehen machte sie darum nicht.

Immer, wenn Kundschaft durch die Tür kam, läutete eine helle Glocke, als wäre es Heiligabend, und die Mutter schloss kurz die Augen wie zur stillen Andacht.

Als kleiner Junge war er gerne über die schweren Teppichrollen geklettert, die an der Wand in einem sogenannten Paternosterregal eingelagert waren und mit Hilfe eines Elektromotors ohne körperliche Anstrengung jederzeit vor und zurück geholt werden konnten.

Er liebte den Duft der Stoffe, die von weit herkamen und frühmorgens aus großen Lkw-Bäuchen in ihren Laden getragen wurden wie schlafende Tiere aus einem

Zirkusanhänger. Wenn niemand hinsah, fuhr er mit seiner Hand über ihre Oberfläche und flüsterte mit ihnen.

Aber wenn der Vater das bemerkte, schüttelte er so unwillig den Kopf, dass der Sohn sofort die Hände sinken ließ und sich schamvoll von den Teppichen abwandte. Und dabei doch spürte, dass sich sein Inneres gegen die enge Weltsicht des Vaters sträubte. Dass seine Wahrnehmung weiter reichte.

Neben der Kasse stand eine gläserne Box mit Fruchtbonbons, aber einem so schweren Deckel, dass kein Griff hinein unbemerkt blieb. Oft stellte er sich als kleiner Junge vor, wie die bunten Süßigkeiten mit ihm sprachen, ihn zu sich einluden und zu einer Befreiungstat anstiften wollten. Aber dann spürte er doch wieder den stechenden Blick des Vaters in seinem Rücken und tat so, als würde er nur die Bonbons abzählen.

≈

Das Kratzen vor seiner Tür hat aufgehört. Er richtet sich auf und leuchtet mit der Taschenlampe in Richtung Tür. Nichts Auffälliges ist dort zu sehen. Das Holz scheint sich von den Angriffen zu erholen, ein paar Splitter sind zu Boden gefallen, hier und da tun sich Risse auf. Ansonsten aber: das bekannte Bild. Er ist mit der rauen Textur ihrer Oberfläche vertraut, denn seit einiger Zeit hat er es sich zur Gewohnheit gemacht, kurz über sie zu streichen, bevor er zur Türklinke greift – nur ein kleiner Gruß, nichts weiter.

In die plötzliche Stille hinein ist jetzt ein Fließen zu



hören, wie wenn Tee aus einer großen Kanne in eine zu tief gehaltene Tasse gegossen wird. Kurz darauf bemerkt er ein Rinnsal aus gelblichem Urin unter dem Türspalt.

Ein beißender Geruch steigt zu ihm auf. Er zieht sein T-Shirt über Mund und Nase, als ginge es darum, sich vor ausströmendem Gas zu schützen. Mit einem Ruck dreht er sich zurück, wirft die Beine nach rechts über die Matratze und schiebt seinen Körper zum Bettende hin. Von dort sind es noch genau 1,46 Meter bis zum Schrank.

Ekel überkommt ihn. Der scharfe Uringeruch verteilt sich im ganzen Zimmer. Was eben noch Rinnsal war, weitet sich jetzt zu einer raumgreifenden Pfütze aus.

Mit zwei Schritten steht er vor den Regalen und zieht nacheinander eine graue Stoffhose, einen roten Pullover und ein paar Wollsocken heraus und über seinen Körper. Hastig wirft er die Bettdecke über die Lache und läuft auf Zehenspitzen quer durch den Raum. Mit der Lampe leuchtet er noch einmal durch seine Kammer. Wie um Abschied zu nehmen, lässt er das Licht über die Wände und Heizkörper fahren, über den Fenstergriff, das Waschbecken, sein Bett, den Stuhl, die Kleiderhaken. Eine plötzliche Wehmut überkommt ihn.

Für einen kurzen Augenblick fasst er fester um den Schaft seiner Lampe. Dann wendet er sich zur Tür.

Bevor er das Zimmer verlässt, schließt er kurz die Augen. Versucht, sich auf das vorzubereiten, was jetzt kommt. In jedem Fall eine Ausnahme von der Regel. Etwas Ungewöhnliches. Vielleicht ein Ereignis, an das man sich später erinnern wird.

Mit einem Ruck zieht er die Tür auf, fest entschlossen, die Katzen zu vertreiben. Grell fällt das Licht seiner Taschenlampe ins Treppenhaus – aber keines der Tiere ist zu sehen. Stattdessen tut sich vor seinen Füßen ein haariges, von Staub und Dreck durchzogenes Geflecht auf. Ein langgezogenes Gewölle aus Katzenhaaren und Fellresten, eine wiederausgespiene Masse von Unverdaulichem. Im zitterigen Schein seiner Lampe wirkt das zusammengekratzte Mischmasch wie eine Welle, die sich langsam über den Boden schiebt.

Vorsichtig lässt er die rechte Hand sinken, um die fremde Substanz zu berühren. Langsam fährt er mit seinen Fingern durch die haarige Fläche, spürt die Wärme der Fellfetzen, spürt den körnigen Schmutz. Unwillkürlich ballt er seine Hand zur Faust und reißt ein Knäuel aus dem Geflecht heraus, lässt es kurz auf seinem Ballen ruhen wie einen wertvollen Fang und steckt es dann in seine rechte Hosentasche.

Für einen Augenblick verharrt er noch auf der Türschwelle, lässt seine Taschenlampe ungeschlüssig über die Dielen schweifen. Dann schreitet er über das Gewölle wie über einen wertvollen Teppich ins Treppenhaus.

≈

Er war aufgewachsen, ohne dass es jemand bemerkt hätte. Die frühen Jahre kamen und gingen, und er lief, so gut wie er konnte, mit ihnen mit. Als kleines Kind hatte er sich lange geweigert, in den aufrechten Gang zu kommen. Bis in sein drittes Lebensjahr krabbelte er auf allen

vieren oder robbte nach vorne und zog die Beine hinter sich her. Wenn man ihn aufrecht hinstellte, etwa an den Ellenbogen hochzog oder gegen eine Sofaecke lehnte, schaute er verwundert, wackelte kurz mit den Hüften und ließ sich dann mit geschlossenen Augen wieder zurück auf den Hintern fallen. Niemandem gelang es, ihn zum Aufstehen zu überreden. Es war, als wollte er die Selbstständigkeit so lange wie möglich hinauszögern. Am Boden krabbelnd, nur hin und wieder staunende Blicke nach oben werfend, unterlief er so die gewöhnlichen Gesetze des Fortschritts.

Man versuchte alles mit ihm: Der Vater spannte ihn in ein Laufgeschirr und zwang ihn hinter die Haltegriffe von Lauflernwägen, aber er wollte einfach nicht auf seinen eigenen zwei Beinen stehen. Die Nachbarn legten bald schon die Stirn in Falten, weil sie vermuteten, das Kind leide an Muskelschwund oder sei sonstwie behindert. Seine Mutter vereinbarte Termine bei Physiotherapeuten und Osteopathen, gab ihm Globuli und Vitamine, aber nichts wollte helfen. Schon gar nicht die Begegnung mit anderen Kleinzweibeinern. Er blieb am Boden. In seiner Welt.

Mit der Zeit entwickelte er eine faszinierende Geschicklichkeit beim Krabbeln, war meist schneller am Ziel als seine tapsenden Altersgenossen und gelangte so an Orte, die den anderen verborgen blieben. Sah Dinge, die niemand sonst sah. Seine Blicke unter Schuhschränke oder Heizungskörper fingen Bilder ein, die geheim und nicht zum Anschauen bestimmt waren. Wie etwa ein paar Staubfäden innig umschlungen mit-

einander Tango tanzten, zwei verrostete Hundemarken ihre Nummern austauschten oder eine Gruppe alter Kieselsteine über Landkarten gebeugt geheime Reisepläne entwarf.

Alles, was er sah, sog er ein, ohne nach der Bedeutung zu fragen. Seine Sinne nahmen die Eindrücke auf und verschoben ihre Beurteilung auf später. Und wenn seine Mutter ihm abends das Lied vom aufgegangenen Mond vorsang, von »manchen Sachen, die wir getrost belachen / weil unsere Augen sie nicht sehen«, dann fühlte er sich still im Recht.

Seine ersten Schritte machte er nachts allein, im Stockdunkeln. Heimlich krabbelte er in die Waschküche und zog sich am Trockner hoch. Kaum stand er auf seinen eigenen zwei Beinen, spürte er die Verantwortung kalt in seine Glieder schießen. Keine Zeit blieb jetzt mehr zum Staunen. Er stand, als wäre er nie gekrabbelt, und blickte nach unten, als hätte er nie nach oben geschaut.

Ein paar Tage später wurde er von seinen erleichterten Eltern eingeschult und die Suche nach den richtigen Begriffen begann.

Als Schüler verhielt er sich still und zurückhaltend. Er lächelte nur, wenn jemand anderes lächelte, wiederholte, wenn einer etwas sagte, leise die Satzenden des Gegenübers, wie um die schnell ausgesprochenen Worte so für sein langsames Verständnis zu sichern. Ein Tick, der ihm bei seinen Mitschülern den Spitznamen »Endmoräne« einbrachte und den er erst spät ablegte. Vor allem bei regelmäßigen Lautsprecherdurch-

sagen in Schwimmbädern oder in Fernzügen ging das seinen Nachbarn auf die Nerven. Es war wie bei anderen das Stottern: eine Art Schutzmechanismus, um sich der Welt bei ihrer Beschreibung vorsichtiger zu nähern.

Während der Schulpausen saß er oft bei den Rauchern in ihrer Ecke und sog deren Qualm ein.

Die Lehrer beachtetten ihn wenig, bei Elternabenden fiel sein Name nie.

Mit einem Jungen aus der Nachbarklasse versuchte er zum ersten Mal so etwas wie Freundschaft. Florian hieß er und hatte von Geburt an ein halbseitig gelähmtes Gesicht. Die anderen machten sich einen Spaß daraus und schnipsten ihm an die gefühllose Backe. Erst wenn Florian ihr Gelächter hörte, fuhr er verstört herum und hielt sich verspätet die Hand zum Schutz vors Gesicht. Als Florian sich zu rasieren begann, blieben auf der gelähmten Seite immer ein paar Stoppeln stehen. Und manchmal bemerkte er auch nicht, dass ihm ein Speichelfaden aus dem Mundwinkel hing. Trotz seiner Behinderung hatte sich Florian einen stillen Trotz bewahrt und begegnete allen Schikanen mit geradezu provozierender Gelassenheit.

Als Vorbild diente ihm dabei ein junges Mädchen, von dem ihm seine Tante oft erzählt hatte. Dessen Gesicht nach einer schweren Verbrennung so verunstaltet war, dass niemand es anschauen mochte. Und doch schminkte sich das Mädchen jeden Morgen, stand sie, wenn die Sonne aufging, am Fenster und malte sich ihre Lippen rot an.

Die ganze Schulzeit über fuhren die beiden Jungs ge-

meinsam zur Schule. Morgens bemühten sie sich darum, denselben Zug zu nehmen. Manchmal, wenn sie zu früh am Bahnsteig standen, ließen sie zwei oder sogar drei Züge aus, nur um dann die paar Stationen gemeinsam zu fahren. Sie taten das, ohne viel zu reden. Oft gänzlich schweigend, saßen sie einander gegenüber und genossen still ihr Zusammensein.

Nach Schulschluss trafen sie sich wieder. Liefen nebeneinander zum Bäcker an der Ecke. Da gab es am Nachmittag Rosinenschnecken zum halben Preis. Jedes Mal begegneten sie einander aufs Neue mit Misstrauen. Hatten Sorge, ob die mit den anderen verbrachten Stunden nicht etwas an ihrer Freundschaft verändert, ob ein falsches Gerücht, eine abfällige Rede ihr Verhältnis beschädigt haben könnte. Es brauchte meist genau diese Strecke zum Bäcker, bis sich ihre Blicke wieder trafen, sie ein paar Worte miteinander wechselten und darauf vertrauen konnten: Er ist noch er.

Irgendwann begannen sie, sich zu grüßen wie die Gladiatoren im alten Rom. Nicht mit einem oberflächlichen Handschlag, sondern mit jenem verbindlichen Griff an den Unterarm, der dabei prüfte, ob das Gegenüber nicht doch einen Dolch im Ärmel trug.

Ihre Freundschaft bestand zu einem großem Teil aus Gesten der Treue und des Misstrauens. Der eine wie der andere verlangte unermüdlich nach Zeichen ihrer Freundschaft, weil sie ihre Bindung nicht angemessen in Worte fassen konnten.

Nachmittags in der Bahn saßen sie einander wieder schweigend gegenüber und fuhren die paar Statio-

nen zusammen – und er, der früher aussteigen musste, rannte die Treppen des Bahnhofs nach oben auf die Fußgängerbrücke, um von dort dem unten vorbeifahrenden Freund zu winken. Und Florian, am kleinen Zugfenster sitzend, hob ebenfalls kurz die Hand.

Nach dem Schulabschluss verloren sie sich bald aus den Augen. Am Anfang telefonierten sie noch ab und zu, aber ihre Treuesucht hielt die Entfernung nicht aus. Florian ging in eine andere Stadt zum Studieren. Er, die »Endmoräne«, blieb im elterlichen Laden und räumte die angelieferten Stoffe ein.

Nur hin und wieder, wenn ein Paket oder eine Teppichrolle seinen Unterarm streifte, dachte er an ihre besondere Begrüßung, den Griff, der sie band. Dachte an die vielen Viertelstunden, die er frühmorgens auf dem Bahngleis gewartet hatte, um zu Florian ins Abteil zu steigen – empfangen vom leisen Gewirr der Stimmen, dem warmen Dunst der verschlafenen Körper – und sich dann zu ihm zu setzen, für alle sichtbar, ohne Scham, ohne Zweifel: zu seinem besten Freund.

≈

In der ersten Etage wohnt die Anwältin. Für gewöhnlich läuft er die Wendeltreppe weiter, ohne sich aufzuhalten. Nie wäre er auf die Idee gekommen, ihre Räume heimlich zu betreten, sie auszuspionieren oder seine Ordnung mit ihrer zu vergleichen.

Das hier ist eine Ausnahme. Jetzt gelten die alten Regeln nicht. Mit der Fußspitze stößt er ihre Türen sacht

auf und lässt Licht in ihre Räume fallen. Er wirft verstohlene Blicke in ihr Bad und ihr Arbeitszimmer, geht an einem langen Schreibtisch entlang, fährt mit der Handfläche über Aktenordner, prüft ihre Kopfhörer – alles ist ruhig.

Im Schlafzimmer liegt die blaue Tagesdecke so straff und streng über dem Bettzeug wie ein feierliches Bahrtuch auf einem übergroßen Sarg.

Tatsächlich herrscht eine Stille in den Zimmern, als wenn sie für immer verlassen worden wären. Eine Stimmung wie nach einem nächtlichen Todesfall, wenn das Kind am Tag danach zum ersten Mal wieder in den Raum kommt, in dem der Vater gestorben ist – die Szene kommt ihm jetzt schlagartig wieder in den Sinn: Wie er an einem späten Herbsttag vor ein paar Monaten allein in der kleinen Wohnung seines Vaters stand. Auch so eine unangekündigte Ausnahme. Die Nachbarn von unten hatten ihn angerufen, weil sie schon seit Tagen keinen Laut mehr über sich gehört hatten. Er ließ im Laden alles stehen und liegen, fuhr hin, klopfte und brüllte. Schließlich holte er die Feuerwehr, die gleich die Wohnungstür aufbrach und ins Badezimmer stürzte.

Den erschrockenen Blick, den einer der Männer ihm über die Schulter zuwarf, kann er seitdem nicht mehr vergessen. Zwei andere Beamte traten dann schnell auf ihn zu und schoben ihn behutsam in die Küche, damit er nicht mitansehen musste, wie sie den Vater, schon ganz blau und aufgedunsen, aus dem Badewasser hoben und den Föhn, der am Wannengrund lag, in einen schwarzen Plastikbeutel verschwinden ließen.